



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Baekofen gebaut zu werden brauchte, und der Herr Kantor über seine vierzig Mark Pachtgeld, und die Frau Kantor über einen ausgezeichneten Topfluchen. Und der Gemeindebäcker war sehr zufrieden und betrachtete von da an den bewußten Schweineeimer, der noch immer hinterm Thore lag, mit einer gewissen Nührung.

Oktober 1890

F. A.

ad naturam delineavit



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Moltkefeier. An Jubiläen pflegen sich die Grenzboten aus Geschmacksrücksichten nicht zu beteiligen. Mit patriotischen Gedenktagen eine Ausnahme zu machen, liegt für sie kein Grund vor, da sie ja nicht nötig haben, gleich manchen andern Organen durch billige Festjubelphrasen unpatriotische Bestrebungen vergessen zu machen. So haben wir es denn auch am neunzigsten Geburtstage Moltkes unterlassen, Empfindungen auszusprechen, an denen niemand zweifelt, und aus dem Leben und Wirken des großen Strategen Dinge zu erzählen, die keinem unsrer Leser unbekannt sind. Nachdem jedoch das Fest vorüber ist, können wir es nicht unterlassen, unsre herzliche Freude darüber auszusprechen, daß dem deutschen Volke einmal Gelegenheit gegeben worden ist, sich in der Dankbarkeit gegen einen der Begründer seiner politischen Einheit wirklich eins zu fühlen und seine Einmütigkeit vor aller Welt zu zeigen. Unter den Festartikeln erschien uns der eines „freisinnigen“ Blattes beachtungswert, das sich militärischer Mitarbeiter rühmt. Der Verfasser suchte nachzuweisen, daß für die Entwicklung der modernen Strategik, die in Moltke ihren Vollender feiert, nur Napoleon I. und die preussischen Generale aus der Zeit der Befreiungskriege in Betracht kämen, während Friedrich der Große noch nicht zu rechnen sei. Einige Wochenblätter und Zeitungen griffen auf die historischen Arbeiten Moltkes zurück und hoben mit Befriedigung hervor, daß er darin liberale Ansichten vertritt, das relative Recht der Revolutionen anerkennt, für das Volk gegen Pfaffen und Junker Partei nimmt und den Kaiser Josef II. preißt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob und wie weit der greise Denker die Ansichten seiner jüngern Jahre durch die Erfahrungen und Forschungen seines spätern langen Lebens bestätigt gefunden hat. Fast alle Festartikel erwähnten, daß Moltke die Größe der Uebel eines Krieges vollauf würdigt und tief empfindet, die Notwendigkeit, einen so großen Teil des Nationalvermögens und der Volkskraft auf Vorbereitungen zum Kriege zu verwenden beklagt, nichtsdestoweniger aber den Krieg für ein unentbehrliches Glied der in unserm irdischen Leben geltenden göttlichen Weltordnung hält. Ein sehr liebenswürdiger Aufsatz der Neuen Freien Presse sammelte Proben gemütvollen Humors aus Moltkes Aufzeichnungen. Gemüthliche Züge in seinem Leben aufzuspüren, bemühten sich außerdem namentlich die Schlesier, die stolz darauf sind, daß er sich in ihrer Mitte sein Heim gegründet hat; besonders den Kindern der Gemeinde Creisau erweist er sich als liebevollen und fürsorglichen Wohltäter.

So ist das Fest beinahe ohne Mißklang verlaufen. Mit ganz Deutschland vereinigte sich das Ausland zur Feier, und daß sich unter den Franzosen, die ja einigermaßen Ursache haben, ihm zu grollen, nur zwei oder drei mit Ungezogenheiten hervorwagten, muß als ein erfreulicher Beweis für den mildernden Einfluß der Zeit begrüßt werden. Außer dem Glück unvergleichlicher militärischer Erfolge und dem Glück eines wunderbar frischen Greisenalters — man stelle sich vor, was es für einen Neunzigjährigen bedeutet, nach einer Vorseier am Abend vorher eine 6½stündige Gratulationscour in Berlin und dann eine Hofstafel in Potsdam gesund zu überstehen — ist unserm Moltke das noch seltene, das ganz einzige Glück zuteil geworden, bei so großer Berühmtheit ohne einen persönlichen Feind, fast ohne einen Gegner alt zu werden. Zwar in einer andern Stellung, die ihn in den Parteikampf hineingezogen hätte, würde auch ihm das nicht möglich gewesen sein, aber anderseits würde auch in seiner Stellung ein Mann von minder lauterem Charakter und von weniger vollkommener Selbstbeherrschung diese unbedingte und allgemeine Anerkennung nicht gefunden haben. Was wir mit dem Worte meinten, die Feier sei „beinahe“ ohne Mißklang verlaufen, brauchen wir unsern Lesern wohl kaum ausdrücklich zu sagen. Es gab eine Zeit, wo eine Moltkefeier ohne den andern alten Kampfgenossen nicht denkbar gewesen wäre. In Berlin scheint man diesen andern nicht vermißt zu haben, und die Art und Weise, wie ihn einige Zeitungen bei dieser Gelegenheit erwähnten, war so unzart und taktlos wie möglich. Nun, Bismarck wird sich auch darüber trösten; wenn ihn das durch seine gewaltige Kraft aufgerichtete und durch seine Staatskunst festgefügte Reich so wenig mehr braucht, daß es ihn jetzt schon ungestrast vergessen darf, so ist das die Krone seiner Erfolge.

Katholiken und Ultramontane. Der Ultramontanismus macht mobil auf der ganzen Linie. Ist auch die Rechnung, daß die „versöhnliche“ innere Politik ihm gestatten werde, in raschem Ansturm die letzten Bollwerke gegen seine Herrschaft im Reich umzustürzen, falsch, wie wir anzunehmen allen Grund haben, so darf die Bewegung doch ebenso wenig leicht genommen werden, wie die sozialdemokratische. Beide Parteien haben ja viel Verwandtes, erfreuen sich namentlich des Vorzuges, daß die Führer schon deshalb auf unbedingten Glauben bei ihren Anhängern zählen können, weil diese nichts andres hören und lesen, als was die Führer ihnen mitteilen. Da ist die ungeheuerlichste Behauptung, die dreifachste Fälschung der Geschichte, die größte Entstellung der Zustände der Gegenwart, die dreifachste Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes erlaubt, die Getreuen vernehmen ja keine Gegenrede, keine Widerlegung. Allein etwas haben die Ultramontanen noch voraus. Die Arbeiter und die ihnen verbündeten Unzufriednen aus andern Gesellschaftsschichten werden mit der unablässig wiederholten Versicherung gespeist, daß im sozialen Staate der Zukunft alles anders eingerichtet sein werde, wie aber, darauf mußte der gebildetste ihrer Redner, Herr Liebknecht, in Halle nichts zu antworten, als eine Umschreibung des einst von den „Fliegenden Blättern“ einem seiner Vorgänger in den Mund gelegte Wort „Nix gewisses weiß mer nit,“ weshalb er sich solche zudringlichen Fragen ernstlich verbat. In diese Verlegenheit geraten die streitbaren Kapläne und ihre ungeschorenen Genossen nicht, sie verlangen nichts Unerhörtes und Undenkbares, sondern einfach die Rückkehr zum goldenen Zeitalter der Priesterherrschaft, zunächst die Zurückberufung des Jesuitenordens und die Auslieferung der Schule. Das ist ja bescheiden, wer ihnen das nicht gewähren will, verlegt Menschenrechte, vernichtet die Gewissensfreiheit, knechtet die

Gläubigen u. s. w. Und sind diese billigen Wünsche einmal erfüllt, dann wird man mit den Errungenschaften der „sogenannten Reformation“ (wie die Herren sich gern ausdrücken) schon fertig werden. Wie weit der erhoffte Sieg ausgebeutet werden müsse, darüber werden wohl in verschiedenen Köpfen verschiedene Ansichten bestehen; ob das sichtbare Haupt der Partei („weiß doch niemand, an wen der glaubt“) den eingefleischten Haß gegen das protestantische Kaisertum, dem man bei den eigentlichen Schwarzen begegnet, teilt, ist fraglich, aber auch ohne Bedeutung. Vor der Hand heißt es, jedes Entgegenkommen zur Stärkung der Position benutzen, jedes Zugeständnis als Zeichen der Schwäche darstellen und mit neuen Forderungen beantworten — wie die Sozialdemokraten.

In ihren Reden schreiben die Ultramontanen, auch wie die Sozialdemokraten, sich die Mehrheit der Bevölkerung zu, und das dürfen sie in gewissem Sinne mit Recht thun. Unverkennbar haben die in der Periode des Kulturkampfes begangenen Fehler, die zum Teil nicht staatsmännische, nicht politische, sondern einfach juristische Auffassung und Behandlung des Konflikts die Partei gestärkt, gemäßigte Katholiken gekränkt und erbittert. Und wie die ländliche Bevölkerung, in den Städten meist die Frauen, sich einreden ließen, die Regierung wolle ihnen ihre Religion nehmen, so hat die Geschichtschreibung des Herrn Janssen (auf die mit besserem Rechte das Beiwort „sogenannt“ bezogen werden kann) in gebildeteren Kreisen viel Verwirrung angerichtet. Und sogar so burleske Einfälle, wie die des jesuitischen Litterarhistorikers, der Goethe vernichten zu können meint, und seines Trierer Nachtreters, der entdeckt hat, in „Hamlet“ komme Shakespeares Protest gegen die Mißhandlung des Katholizismus in England zum Ausdruck, und über den man sich nicht wundern würde, wenn er den „Sturm“ zu demselben Zwecke ausbeutete, Prospero als den Jesuitismus, Miranda als die geistliche Schulaufsicht darstellte und in Ariel die Züge des Herrn Windthorst erkannte — sogar solche Künste sind nicht ungefährlich, da einmal der Aberglaube Wurzel gefaßt hat, daß die Katholiken durch die „protestantische“ Litteratur um ihr gutes Recht beeinträchtigt würden.

Aber der großen Masse, die jetzt überzeugt oder gewohnheitsgemäß zur ultramontanen Partei hält, stehen doch überall sehr zahlreiche Katholiken gegenüber, die entweder von jeher oder doch seit den vatikanischen Beschlüssen sich im entschiedensten Widerspruch mit den Dogmen wissen. Wissen, sagen wir. Wenn sie diesen Widerspruch offen bekennen, so wären die Zufallsbilisten sofort um das angeführte Schlagwort gebracht. Auf den Verstand und den Mannesmut in jenen Kreisen hatten die Regierungen während des Konzils, hatte vielleicht auch Bismarck gezählt, als er den Fehdehandschuh aufnahm. Wir wissen, wie die Konzilsopposition „in lobenswerter Weise“ zu Kreuze kroch, die altkatholische Bewegung, Dank der Gleichgiltigkeit, der Launeit, der Vorsicht, der Mutlosigkeit, die in den gebildeten Schichten vorherrschen, sich im Sande verlor. Die Gelegenheit war gegeben, um die so oft und bitter beklagte oder geschmähte Abhängigkeit von Rom abzuschütteln, ohne der Religion untreu zu werden, doch die Zeit ist vorüber, wo man sich diese Frage zu Herzen nahm und bereit war, für die Überzeugung einzutreten. Auch auf der andern Seite legten sich die Getreuen keine schweren Opfer auf. In einer überwiegend katholischen Provinz entsagte der Adel für die Zeit der sogenannten Verbannung des widerspenstigen Bischofs allen gewohnten Zerstreungen, die „Höfe“ in der Hauptstadt blieben in den Wintermonaten geschlossen, es wurden keine Feste und Bälle veranstaltet; aber zum Glück konnten die Trauernden in vier Stunden eine andre Stadt erreichen; in der man keine Rücksicht auf den Märtyrer zu nehmen brauchte, und die ihrer glänzenden Feste wegen weit und breit Ruf genießt.

Sollten aufgeklärte Leute die Lage tragischer auffassen? Aufsehen und Anstoß erregen, Zwiespalt in Familien- und Freundeskreisen hervorrufen, Frau und Schwiegermutter kränken?

In der niedern Geistlichkeit gab es viele, die sich mit Freuden vom Papsttum losgesagt haben würden; aber von den Oberhirten im Stiche gelassen, von dem fanatisirten Nachwuchs belauert und verdächtigt, ohne Stütze in der vom Indifferentismus beherrschten Gemeinde, mußten sie sich schweigend verhalten.

Und so ist es geblieben. Die Opposition macht sich in vertrauten Kreisen Luft, der Vater thut sich etwas darauf zugute, daß er nie eine Kirche besucht und bei den „Schwarzen“ schlecht angeschrieben steht; aber seine Kinder werden „vatikanische“ Katholiken, bis sie später in dieselbe Bahn wie er einlenken oder wie die Mutter unter dem Einfluß des Beichtvaters bleiben.

Endlich muß aber jedem Deutschen klar werden, daß es sich um keine religiöse Frage handelt, sondern um eine hochpolitische, nationale, und daß für oder wider Partei ergriffen werden muß. Überall wo das Deutschtum bedrängt wird, steht der Ultramontanismus im gegnerischen Lager; in Posen, Schlesien, Galizien hält er sich mit den Polen, in den Reichslanden mit den Franzosen, in Böhmen mit den Tschechen, schürt den Haß, reizt zum Widerstande auf, terrorisirt die nicht-ultramontane Geistlichkeit. Und da soll man seinen Anhängern in Deutschland Glauben schenken, wenn sie behaupten, es mit dem Reiche ehrlich zu meinen, wenn sie ihre Hilfe gegen die Sozialdemokratie anbieten? Mit aller Schärfe muß sich sondern Deutsch und Römisch. Mit der Zurückhaltung ist da nichts gethan, jeder Schweigende wird wie der Abwesende der Mehrheit gezählt. Mit den katholischen Deutschen in Frieden zu leben, ist der Wunsch jedes protestantischen Deutschen, keiner fragt nach dem Glaubensbekenntnis des andern, nach der Stärkern oder schwächern Färbung. Aber an die katholischen Deutschen tritt die berechtigte Forderung heran, daß sie den ultramontanen Hezern und Intriganten jeden Vorwand benehmen, sich als die Vertreter der ganzen katholischen Bevölkerung Deutschlands aufzuspielen. Sich von den „Katholikenversammlungen“ fernhalten, ist recht und billig, kein anständiger Mensch wird sich der Gefahr aussetzen sich von den Bauernführern und Bauernfängern insultiren zu lassen. Doch habe nur einer den Mut, auch Katholikenversammlungen auszuschreiben unter Betonung des Deutschtums, mit entschiedner Wendung gegen die jetzige wüste Agitation: es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er nicht Zustimmung fände, und der Welt gezeigt würde, auf welcher Seite die Katholiken stehen, deren Stimme es verträgt, gewogen zu werden.

Die armen Erzieherinnen. Man liest nicht selten in öffentlichen Blättern, daß für ein Kind oder für mehrere Kinder eine geprüfte Erzieherin mit musikalischer Bildung verlangt wird gegen einen Jahreslohn von dreihundert Mark; es wird wohl auch noch die besondere Anforderung gestellt, daß die Bewerberin wenigstens ihr Französisch im Auslande erlernt habe, und dafür wird dann der Lohn großmütig auf vierhundert Mark erhöht.

Die große Zahl geprüfter Erzieherinnen macht ja solche Ansprüche bei dem genannten niedrigen Lohne möglich, und wer diesen Zustand lediglich unter dem Gesichtspunkte des Angebots und der Nachfrage betrachtet, wird ihn ganz in der Ordnung finden und etwa aus seiner Erfahrung hinzufügen, daß ja Erzieherinnen sich immer noch in großer Zahl freiwillig für jede zu solchem Lohn ausgetobene

Stelle meldeten. Das ist leider richtig, aber doch auch unerfreulich. Auch bietet es weder Trost, noch ist es recht zutreffend, wenn man etwa die armen Erzieherinnen hinweisen wollte auf ihre männlichen Berufsgenossen, die unbesoldeten Schulfachkandidaten und Hilfslehrer an den Gymnasien. Denn erstens wird ein Übelstand dadurch nicht gerechtfertigt oder beseitigt, daß man auf Übelstände verwandter Art verweisen kann; zweitens ist die vielfach bedauerliche Lage der angehenden Gymnasiallehrer immer noch golden gegen die einer kärglich besoldeten Erzieherin. Denn die Lehrer, wenn überhaupt mit ausreichendem Prüfungszeugnis ausgerüstet und im Schulfache leidlich brauchbar, ersitzen sich doch im Laufe der Jahre thatächlich die feste Anstellung, so sehr ihnen auch das Anrecht darauf von der vorsichtigen Schulverwaltung abgesprochen wird, und sind dann immer noch so weit begehrte Schwiegerköhne, um eine einigermaßen bemittelte Frau zu gewinnen, wenn sie überhaupt beim Freien dem Gelde nachgehen. Die arme Erzieherin aber ersitzt kein Recht, sondern sie verfißt ihre schönsten Jahre, in denen sie noch für einen nicht außs Geld sehenden Mann begehrlich sein könnte. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß sich unter den Erzieherinnen auch manche finden, die infolge der Mängel des Elternhauses oder infolge selbstverschuldeter unangenehmer Eigenschaften keinen rechten Anspruch darauf haben, in ein feineres Haus als Vorbild der Kinder einzutreten und eine einigermaßen gute Besoldung zu erhalten. Andererseits sind manche Erzieherinnen mit feiner Bildung und guten Sitten durch Rückgang in den Verhältnissen des Elternhauses, in einzelnen Fällen auch wohl durch die zweite Verheiratung des Vaters genötigt, um jeden Preis eine Stelle außerhalb des Hauses anzunehmen, und das machen sich „rationell“ denkende „Arbeitgeber“ zu nütze.

Wir stehen also da vor einem Notstande unsrer Zeit, gegen den sich nicht leicht wird Abhilfe finden lassen. Auch der beste Ratsschlag an unbemittelte junge Mädchen, nämlich sich den Eintritt in ein Lehrerinnenseminar doch ja dreimal zu überlegen, wird zum Teil aus den angegebenen wirtschaftlichen oder persönlichen Gründen nicht in wünschenswertem Maße befolgt werden. Dennoch bleibt es Aufgabe des denkenden Volksfreundes, die hier kurz gezeichneten Mißstände zu erkennen, sie mit Ruhe und Ernst und ohne Gehässigkeit in den ihm zugänglichen Kreisen darzulegen und auf ihre Beseitigung oder wenigstens Vinderung zu sinnen. Schweres Unrecht dagegen ist es, solche Mißstände entweder geradezu selbstsüchtig auszunutzen oder doch in anderer Weise zu ihrer Befestigung und Erhaltung beizutragen. Von diesem Vorwurfe können wir manche Wochenschriften und Tageszeitungen nicht freisprechen. So bietet ein bekanntes Familienjournal den suchenden Erzieherinnen neben einzelnen dem Gehalte nach recht vorteilhaft scheinenden Stellenangeboten in jeder Nummer doch auch eine Fülle von recht dürftigen, und im Berliner Reichsboten tritt gelegentlich noch der Pastor dazu, um durch sein Wort die Annahme einer mit geringem Gehalte ausgestatteten Stelle zu empfehlen. So lesen wir seit einiger Zeit, auch in der Nummer 258 des Blattes folgende Anzeige:

„Gepr. Erzieherin für die 11j. Tochter des hiesigen Gutsadministrators per sofort\*) gef. Geh. 300 M. u. fr. Stat. Leichte, angenehme Stellung, Familienanschluß. Meldungen mit Zeugnis an Pastor X in N.“

\*) Wenigstens beiläufig wollen wir unser Befremden darüber aussprechen, daß das Gott weiß von welchem galizischen Ladenschwengel eingeschleppte „per sofort“ (vergl. auch das ebenso greuliche „per bald“) einem Pastor aus der Feder laufen kann.

Personen und Verhältnisse in N. sind uns völlig unbekannt, und wir wollen es daher dem Herrn Pastor gern glauben, daß die ausgetobene Stelle leicht und angenehm sei; wir wissen auch, daß der Gesamtwert einer solchen Stellung nicht gerade, ja oft nicht einmal vorzugsweise nach der Höhe des ausgemachten Gehaltes zu bemessen ist, sondern daß auch der gesellschaftliche und mehr noch der sittliche Boden des fremden Hauses diesen Wert ganz wesentlich mitbestimmen. Aber der geringe Gehalt bietet doch keineswegs eine Gewähr für sonst angenehmen Aufenthalt in der schwach zahlenden Familie, und der Gedanke liegt wenigstens nahe, daß in unserm Falle der Herr Gutsadministrator in dem Gefühle, sich auf das Prüfen und Dingen einer billigen Erzieherin nicht recht zu verstehen, die Vermittelung seines gefälligen und natürlich auf dem in Betracht kommenden Gebiete mehr bewanderten Pastors in Anspruch genommen hat. Es kann aber kaum zu den Aufgaben des Pastors gehören, billige Erzieherinnen anzuschaffen; es will uns vielmehr scheinen, als ob der Herr Pastor gegenüber dem Herrn Gutsadministrator in N. eine andre Aufgabe gehabt hätte, nämlich die, ihm etwa zu sagen: „Lieber Herr Amtmann, Oberinspektor, Schwager, Vetter, Nachbar oder Vatter, Sie bringen doch sonst Ihren Untergebenen gegenüber in anerkannter Weise den Grundsatz zur Geltung, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei. Nun überlegen Sie sich einmal, wieviel an eine Tochter gewendet werden muß, bis sie die Klassen einer höheren Mädchenschule durchlaufen und dann die dreijährige Seminarzeit hinter sich gebracht hat. Ein solches Mädchen kostet unter Einrechnung des Schul- und Kostgeldes — und die wenigsten haben doch das Seminar am Wohnorte der Eltern — jährlich seine achthundert Mark, die vielleicht nur unter größter Einschränkung der übrigen Familienglieder aufgebracht oder gar teilweise erborgt werden. Jetzt ist die Prüfung bestanden, die Familie erwartet ihrerseits eine Unterstützung von dem bisher so kostspieligen Mitgliede, und nun soll das arme Mädchen seine ganze Zeit und Kraft für dreihundert Mark jährlich verkaufen! Ehe Sie an die Erzieherin dachten, wollten Sie Ihre Tochter in der nächsten Stadt auf die Mädchenschule bringen und waren schon darauf gefaßt, wenigstens sechshundert Mark für Schul- und Kostgeld zu zahlen. Jetzt kann der Unterricht und die Erziehung Ihrer Tochter zu Ihrer Freude in Ihrem Hause vor sich gehen, und Sie wie Ihre liebe Frau können die leibliche, geistige und sittliche Entwicklung Ihrer Tochter genau verfolgen. Darum legen Sie der Erzieherin zu den knapp bemessenen dreihundert Mark noch hundert Mark zu und versprechen Sie ihr bei treuer und gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten für das zweite Jahr fünfhundert Mark; ja ich würde, wenn die Erzieherin sich bewährte, lieber sechshundert Mark zahlen, als zur bloßen Ersparung von hundert Mark einen Wechsel vornehmen.“

So sollte, wenn der Administrator in einigermaßen günstiger Vermögenslage ist, der Pastor zu ihm sprechen; aber das hat er, wie die Anzeige im Reichsboten zeigt, nicht gethan oder nicht thun zu können geglaubt, und so wird sich wohl schon in den nächsten Tagen ein armes Mägdlein für dreihundert Mark jährlich in das bezeichnete Haus vermietet, ja dadurch am Ende noch einem halben Duzend andrer bedürftiger Erzieherinnen den Rang abgelaufen haben.

Wozu diese ganze Auseinandersetzung? Wir denken, daß mancher Leser der Grenzboten in die Lage kommt, wie jener Pastor bei der Wahl einer Erzieherin zu Rate gezogen zu werden, und wir richten daher an jeden, den es angeht, die Bitte, in solchem Falle nicht so den Vermittler machen zu wollen, daß dadurch ein armes Mädchen zur Annahme einer unvortheilhaften Stelle verleitet wird.

Andre Leser dieser Zeilen werden selber eine Erzieherin im Hause haben oder vielleicht gerade an die Annahme einer solchen denken. Wer von diesen Lesern schon gewohnt ist, der Erzieherin einen anständigen Gehalt zu geben, oder auch erst für die Zukunft dazu fest entschlossen ist, für den gilt das hier gesagte nicht. Wer sich aber nach dem herrschenden Zuge der Zeit oder etwa auf das Drängen der in dem oben erwähnten Familienjournal vielleicht sehr belesebenen Frau Gemahlin eine recht billige Erzieherin schon angeschafft hat oder anschaffen will, der möge doch an das schon angeführte ernste Wort denken, daß der Arbeiter seines Lohnes wert sei, und freiwillig, wenn auch die Frau schwer daranwill, der armen Erzieherin einen höhern Gehalt zahlen. Das wird sich sicher lohnen, und vielleicht hilft es sorgfältig verborgene, aber darum nicht weniger fühlbare Not in unerwarteter Weise lindern.

⊞



## Litteratur

Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Von F. Warncke. Mit einem Titelbilde von E. Döpfer d. J., 21 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. Berlin, J. A. Stargardt, 1890

Welchen Zweck diese kostspielige Veröffentlichung hat — ihr Preis ist dreißig Mark —, haben wir uns vergeblich gefragt. Es ist ja bekannt, daß in frühern Zeiten, namentlich vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die hübsche Sitte bestand, daß man sich in seine Bücher, vorn auf die Innenseite des Deckels, ein in Holz geschnittenes oder in Kupfer gestochenes Bücherzeichen einklebte. Man brachte auf diesem Bücherzeichen sein Wappen an, umgeben von allerhand Zier-  
raten, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert traten an die Stelle der Wappen oft Sinnbilder, dazu kamen Sprüche, entweder Wahlsprüche oder Sätze, in denen die Besitzer andeuteten, wie sie es mit dem Verleihen der Bücher halten wollten, endlich auch der Name des Besitzers, eine Jahreszahl u. a. Selbst große Meister, wie Dürer, Cranach, Burgkmaier, Beham u. a., haben es nicht verschmäht, für Bücherfreunde solche Bücherzeichen zu entwerfen. Es giebt ihrer in allen Größen, vom kleinen, nur wenige Zentimeter hohen Blättchen bis zum Folioblatt; ja manche Bücherbesitzer ließen sich ein- und dasselbe Zeichen in verschiednen Größen anfertigen für die verschiednen Buchformate, für Folio, Quart, Oktav u. s. w. Mit dem Verfall von Kunst und Kunstgewerbe am Ausgange des vorigen Jahrhunderts starb auch dieser kleine Kunstzweig ab, an die Stelle der Bücherzeichen trat überall die gemeine Stempelung des Titelblattes, die sich leider fast auf allen öffentlichen Bibliotheken bis auf den heutigen Tag erhalten hat und die Bücher verunziert, zumal jetzt, wo die Bücherausstattung sich wieder bedeutend gehoben hat und der geschmacklose Stempel — neuerdings womöglich farbig ins Buch gequetscht, rot oder violett! — nun umso unangenehmer auffällt. Wenn also der Verfasser des vorliegenden Werkes dazu anregen wollte, daß man in dem Aufschwunge, den das Kunstgewerbe in den letzten fünfzehn Jahren fast auf allen Gebieten genommen hat,